Ganz selbstbewusst und dennoch ganz anders

Überlegungen zum Verhältnis von mittelalterlicher und moderner Individualität am Beispiel deutscher und italienischer Familienbücher

Franz-Josef Arlinghaus

in: Die Person im Mittelalter. Formen, Zeichen und Prozesse, hg. von Pierre Monnet
(Vorträge und Forschungen) Ostfildern (im Druck)

Summary

Fourteenth to sixteenth century *Libri di Famiglia* and housebooks (Hausbücher) – that of the jurist Giovanni Gaspare da Sala from Milan and the merchants Ugolino di Nicolò Martelli and Goro Dati from Florence as well as those of Lucas Rem from Augsburg and Hermann von Weinsberg from Cologne – are analyzed in this paper. These writings are compared with high medieval autobiographical texts (Guibert von Nogent, Abaelard) and with modern autobiographies (namely Roland Barthes). At a first glance, high medieval autobiographical texts seem to be much more explicit in respect of the authors ‘self’ than the *libri di famiglia* and housebooks of the late middle ages and early modern times.

Drawing on theoretical approaches developed by literary studies (Literaturwissenschaften) and sociology, which suggest a different reading of our late medieval sources, not only those parts of the *Libri di famiglia* that explicitly deal with the authors self are taken into account. Rather, the whole book (including the notes that inform about business transactions and everyday political events) are seen as part of a self-construction. The analysis then does not only make use of these often neglected contents of the *libri di famiglia* and housebooks, but also looks at the form of the written text the language used. It turned out that the respective authors of the housebooks and *Libri di famiglia* creatively combine different styles of writing (in form as well as in content), thus documenting their self-esteem and self-consciousness.

However, the overall paradigm that is revealed is that of inscribing one’s own self *in* society, constructing the ‘I’ as an important and outstanding part of the world (labeled ‘inclusion individuality’). Notwithstanding all differences, the late medieval autobiographical texts share this paradigm with the high medieval sources mentioned. In sharp contrast to that, modern autobiographies place the self in opposition to or even outside society, not necessarily providing it with more self-confidence, but with a completely different attitude towards the ‘I’ and very distinct concepts about the self. The reason for this is not so much seen in developments of higher self-reflection but in structures of society that provide or do not provide a place for the self in society.

1 Einleitung

»Meine überaus gottesfürchtige und fromme Mutter ging den Weg allen Fleisches quasi wie ein Lamm; bis zum letzten Atemzug, immerzu Gott lobend, betete sie das Vater Unser und das Ave Maria. Niemals sah man einen Menschen besser sterben als sie; daher zweifle ich nicht, dass sie, deren Seele in Frieden ruhen möge, in die Ewigkeit eingegangen ist. Ich jedoch werde

niemals aufhören für ihre Seele zu beten und zu bitten, die auf ewig in Frieden ruhen möge, Amen«¹.

Der Bologneser Jurist und Universitätslehrer Giovanni Gaspare da Sala lässt am 14. Januar 1463 in dem Vermerk über den Tod der Mutter in seinem *Memoriale* bereits die ganze Ambivalenz erkennen, die nicht nur dem Einzeleintrag, sondern den *Libri di famiglia* insgesamt eigen ist: Einerseits notierte man sehr private Angelegenheiten, und es scheint durchaus eine persönliche Betroffenheit auf. Andererseits wird dieses Persönliche durch die dominante Verwendung von Floskeln und das Ausstellen der Erfüllung von Normen² – im Falle von Gaspares Mutter das gute Sterben – fast wieder zugedeckt.

In gewisser Weise sind sie damit modernen Autobiographien nicht ganz unähnlich, denn auch diese Texte sind letztlich zahlreichen Konventionen verpflichtet. Allerdings, und dies soll unter anderem in diesem Beitrag herausgearbeitet werden, sind die spätmittelalterlichen und modernen Schreibkonventionen von grundsätzlich anderer Natur. Zunächst aber geht es darum, beides, das Besondere und das Konventionelle, in den autobiographischen Texten des Spätmittelalters ernst zu nehmen und für die Fragestellung des Sammelbandes aufzuschließen.

2 Spätmittelalterliche *Libri di famiglia*: Nachlassende Selbstthematisierung im Vergleich zu hochmittelalterlichen Texten?

Richordo dell'età de' miei figliuoli, etwa: »Zur Erinnerung an die Geburten meiner Kinder«, so beginnt eine Reihe von Notaten, die Ugolino di Niccolò Martelli in seiner »Ricordanze« unter der Jahreszahl 1444 auf Blatt 47 schrieb: »Niccolò wurde am 7. März 1435, an einem Mittwoch um die 18te Stunde geboren, wie es in diesem Buch auf Blatt 15 zur Erinnerung steht. Filippo wurde am 21. Februar 1437 um die 18te Stunde, an einem Freitag, geboren, wie es in diesem Buch zur Erinnerung auf Blatt 19 steht«. Ugolino Martelli führt dann in gleicher Weise elf weitere Geburten der Jahre 1440 bis 1456 auf, und angesichts der großen Zahl seines Nachwuchses scheint diese Auflistung des vielleicht stolzen Vaters nicht unsinnig. Befremdlich wirkt jedoch, dass der Nennung der Geburten unmittelbar ein weiteres Verzeichnis folgt, dessen erster Eintrag lautet: »Später gefiel es Gott, den oben genannten Filippo am 30. Dezember 1438 um die 13te Stunde, zu sich zu rufen. Er starb an den Blattern und wurde in [der Kirche] San Lorenzo, am Fuße des Hochaltars, neben unserem Vater beerdigt«. Ähnlich wird der Tod von weiteren fünf Kindern verzeichnet, die zwischen 1443 und 1480 verstarben³. Das Befremden

¹ + *Die xiiii ianuarii [MCCCLXIII]*.

Metuendissima ac piissima mater mea viam universe carnis ingressa est tamquam unus agnus, semper laudando Deum, dicendo pater noster et ave Maria, usque ad ultimum vite spiritum et numquam vidi hominem ita bene mori, quare non dubito quod ipsa est ad gaudia sempiterna, cuius anima semper requiescat in pace, amen. Ego, autem, numquam desistam orare et errogare pro anima sua, que semper requiescat in pace, amen; I libri de famiglia dei da Sala, hg. von Alessandra TUGNOLI APRILE (Miscellanea / Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo 9) Spoleto 1997, S. 183, Memoriale fol. 1r.

² Klaus SCHREINER, Der Tod Marias als Inbegriff christlichen Sterbens. Sterbekunst im Spiegel mittelalterlicher Legendenbildung, in: Tod im Mittelalter, hg. von Arno BORST/Gerhart VON GRAEVENITZ/Alexander PATSCHOVSKY/Karlheinz STIERLE (Konstanzer Bibliothek 20), Konstanz 1993; allgemein: Heike DÜSELDER, Ars Moriendi, in: Enzyklopädie der Neuzeit 1 (2005), Sp. 678 – 681.

³ + *Xpo 1444*

Richordo dell'età de' miei figliuoli:

+ *Niccholò naque a dì vii di marzo 1435 a ore xviii il mercholedi, chome / appare in questo a c. 15 per richordo.*

+ *Filippo naque a dì xxi di febraio 1437 a ore xviii il venerdì, chome / appare in questo per richordo a c. 19.*

steigert sich noch, wenn man feststellt, dass diese Aufstellung fast wie eine Bilanz über Soll und Haben gefertigt wurde. So stellen die hier vermerkten Einträge eine Zusammenstellung der über das Buch verteilten Vermerke dar, kenntlich gemacht durch die Verweise »wie in diesem Buch [...] auf Blatt 15 [...] auf Blatt 19« et cetera⁴. Folgt man dem Verweis, der etwa bei Filippo gegeben wird, so stellt man fest, dass dort der Vermerk über den Tod auf den über die Geburt unmittelbar folgt⁵. Bei der Zusammenstellung von über verschiedene Seiten verteilter Einträge werden diese also umgruppiert und nun zuerst die Geburten, dann die Sterbefälle (je in chronologischer Reihenfolge) aufgeführt – ganz analog wie die verstreuten Buchungen über Bezahlte und nicht bezahlte Waren eines Klienten, und hier wie dort wird mit Verweisen gearbeitet, um die Ursprungseinträge in den Büchern wiederfinden zu können⁶. Dabei ist Martelli nicht der einzige, der solch »Bilanzen« über seine Kinder erstellt⁷. Was macht das für einen Sinn? Oder besser: Was sagt ein solcher Umgang mit sehr persönlichen Geschehnissen über das Selbst des Autors?

Natürlich finden sich in den *Libri di famiglia* auch Textstellen, die solche sehr privaten Ereignisse, neben zahlreichen ökonomischen Einträgen, versteht sich, ausführlicher thematisieren und auch über das eigene Selbst reflektieren, wie weiter unten gezeigt werden soll. Im Vergleich zu den Texten etwa eines Guibert von Nogent oder Petrus Abaelard, die über 300 Jahre älter

+ *Filippo naque a dì xvij d'aprile 1438 il venerdì notte a ore 6, chome appare / per richordo in questo a c. 21.*

+ *Charlo naque a dì x di gunno 1440 il venerdì a ore 22, chome appare / per richordo in questo a c. 34.*

[in gleicher Weise werden neun weitere Geburten der Jahre 1441 bis 1456 verzeichnet, dann folgt unmittelbar Notate der verstorbenen Kinder:]

Di poi piaque a Dio chiamare a sse il sopradeto Filippo a dì xxx di dicenbre / 1438 a ore 13; morì di vaiuolo, e sotterossi in Santo Lorenzo, a piè dell'altare / maggiore, apresso a nostro padre.

Di poi piaque a Dio chiamarla a sse il sopradeto di viiij^o di novembre 1443, e sotterossi / in Santo Lorenzo, chome di sopra si fè Filippo, cioè la Ginevra quella che / naque a dì ij d'ottobre 1443.

[In gleicher Weise wird der Tod von vier weiteren Kindern verzeichnet]; Die Formatierung der Einträge wurde in etwa beibehalten; Ugolino di Niccolò Martelli, *Ricordanze dal 1433 al 1483*, hg. von Fulvio PEZZAROSSA (La memoria familiare 3) Roma 1989, S. 208-210, fol. 47v.

⁴ [...] *chome / appare in questo a c. 15 per richordo [...] chome / appare in questo a c. 19*; siehe Anm. 3.

⁵ + *Richordo chome questo dì xxj di febraio anno 1437 sopradetto mi naque un fancullo / maschio della Betta mia donna, nel sopradetto dì a ore xvij in circha, il venerdì; / il quale fe' batezare poi la domenicha mattina a dì xxij detto in San Giovanni, / del quale fu mio chonpare e fra Michele di San Ghallo, e lui lo tene / a bettesimo, e monna Domenicha spirituale, e messer Antonio da *****, / al quale posi per lo primo nome Filippo e per lo secondo Simione. Idio gli presti / di suo grazia.*

Di poi questo dì xxx di dicenbre 1438, a ore xij, la mattina inanzi dì, piaque / al nostro Signore Idio chiamare a sse la benedetta anima del sopradetto Filippo, / il quale morì di vaiuolo, a chui Idio abbia dato buon luogo all'a/nima. Fecilo riporre in Santo Lorenzo questo dì 30 sopradetto, a ore xvj; PEZZAROSSA, Ugolino Martelli (wie Anm. 3), S. 142 f., fol. 19v; zu Geburt und Tod von Ginevra ebd., S. 208, fol. 47r. Die übrigen Vermerke über die verstorbenen Kinder sind an anderen Stellen des Buches nicht verzeichnet.

⁶ Zur Buchführung der italienischen Kaufleute grundlegend weiterhin Federigo MELIS, *Aspetti della vita economica medievale* (Studi nell'archivio Datini di Prato 1), Siena 1962. Zur Buchungspraktiken und Zusammenstellung von Einzelbuchungen siehe Franz-Josef ARLINGHAUS, *Zwischen Notiz und Bilanz. Zur Eigendynamik des Schriftgebrauchs in der kaufmännischen Buchführung am Beispiel der Datini/di Berto-Handelsgesellschaft in Avignon (1367-1373)* (Gesellschaft, Kultur und Schrift - Mediävistische Beiträge 8), Frankfurt/M. 2000.

⁷ Goro Dati endet die Vermerke über Geburt und Tod seiner Kinder in seinem *Libro segreto* mit einem fast bilanzartigen Eintrag wohl aus dem Jahre 1402 – dem Jahr, in dem seine zweite Frau Betta verstarb: *Betta und mir wurden 8 [Kinder], davon 5 Söhne und 3 Töchter, geboren. Ähnlich bilanziert er etwa 20 Jahre später die insgesamt elf Kinder, vier Söhne und sieben Töchter, die ihm seine dritte Frau Ginevra gebar: Sono nati della Betta e di me 8, cioè 5 maschi e 3 femine sowie Sono in tutto nati.XI. figliuoli della Ginevra e miei, cioè 4 maschi e 7 femine*; I libri di famiglia e il libro segreto di Goro Dati, hg. von Leonida PANDIMIGLIO (Gli arsilli 12) Alessandria 2006, S. 109 und S. 123.

sind, erscheint die Konturierung des Selbst in den Familienbüchern der Renaissance jedoch geradezu blass. Guibert beispielsweise thematisiert über mehrere Seiten die Erziehung, die ihm widerfahren ist. Er beschreibt nicht nur die Person der Mutter und ihr Wirken auf sein Leben, sondern auch die seines Lehrers und Erziehers, dessen Strenge er hervorhebt. Die ausführlichen Erzählungen Guiberts schienen für eine Reihe von Historikern umfangreich und explizit genug, um sie zu psychologisierenden Interpretationen zu verleiten⁸. Ähnliches lässt sich über die bekannte ›Historia calamitatum‹ des Petrus Abaelard sagen, mit der er seine Briefkorrespondenz mit Heloise eröffnet⁹.

Wieso scheinen die Autoren des 11. und 12. Jahrhunderts auskunftsfreudiger zu sein, wenn es um das Selbst geht, als die *Libri di famiglia* und die Hausbücher des 14. und 15. Jahrhunderts? Müsste man nicht mit Jakob Burckhardt und anderen erwarten, dass sich in diesen Texten die »Zunahme völlig ausgebildeter Menschen«, so Burckhardt, wesentlich deutlicher abzeichnen als in den 300 Jahre älteren Schriften? Sicherlich könnte man zur Erklärung darauf verweisen, dass man es mit ganz unterschiedlichen Personen – dort der Mönch, hier der Familienvater – und unterschiedlichen Milieus – dort die hochmittelalterliche Klosterkultur, hier die merkantile Stadtkultur – zu tun hat. Weitere Unterschiede ließen sich leicht finden. Allerdings ist es ja gerade die politische Kultur der italienischen Renaissance, die den vielseitigen, oft Muße und relativ großer Freiheit – insbesondere auch von kirchlichem Einfluss – ausgestatteten »Privatmenschen« hervorbringe, wodurch individuelle Denkweisen beflügelt worden seien, wie Burckhardt schreibt. Es sind also die gesellschaftlichen Umstände, die »im 15. Jahrhundert die Zunahme völlig ausgebildeter Menschen schrittweise« ermöglichten¹⁰.

Der Aufsatz argumentiert jedoch in eine andere Richtung. Ein erster Vorschlag lautet, dass sich zwar bezüglich der Breite der Selbstthematizierung sowie der behandelten Themen durchaus Unterschiede zwischen dem Hoch- und Spätmittelalter feststellen lassen. Im Kern jedoch sind diese Texte der gleichen Perspektive verpflichtet: Es geht weder im 12. noch im 15. Jahrhundert um das Herleiten der eigenen Individualität aus der Erziehung, Sozialisation oder Gelegenheit zur Muße, noch geht es um Introspektion. Vielmehr geht es darum, so die These, das Selbst in den jeweiligen sozialen Kontext einzubetten, in den jeweils differierenden Weltentwurf hinein-zuschreiben.

⁸ Jüngst Jay RUBENSTEIN, *Guibert of Nogent. Portrait of a Medieval Mind*, New York 2002; Hedwig RÖCKELEIN, *Hochmittelalterliche Autobiographien als Zeugnisse des Lebenslaufs und der Reflexion über Erziehung. Das Beispiel Otlohs von St. Emmeram und Guiberts von Nogent*, in: *Vormoderne Lebensläufe - erziehungshistorisch betrachtet*, hg. von Rudolf W. KECK/Erhardt WIERSING (Beiträge zur historischen Kulturforschung 12), Köln/Weimar/Wien 1994, S. 151 – 153; Christian KIENING, *Regimen corpusculi* oder: Die Körper und Zeichen des Guibert de Nogent, in: *Mittelalter: Neue Wege durch einen alten Kontinent*, hg. von Horst WENZEL/Jan - Dirk MÜLLER Stuttgart/Leipzig 1999, S. 63.

⁹ Sein Biograph Michael Clanchy kann bei Abaelard einen sehr starken Zug zu Arroganz und Überheblichkeit ausmachen; Michael T. CLANCHY, *Abaelard. Ein mittelalterliches Leben*, Darmstadt 2000; neueste Edition bei The Letter Collection of Peter Abelard and Heloise, hg. von David E. LUSCOMBE (Oxford Medieval Texts) Oxford 2013.

¹⁰ Jacob BURCKHARDT, *Die Cultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch*, hg. von Mikkel MANGOLD, auf der Grundlage der Vorarbeiten von Kenji HARA und Hiroyuki NUMATA (Jacob Burckhardt Werke, Band 4), München 2018, Erstaufl. 1860, Zitate S. 94 und 95.

3 Theoretischer Ansatz

Was ist mit »in den jeweiligen sozialen Kontext einbetten« und »in einen Weltentwurf hineinschreiben« gemeint? Arbeiten zu Selbstzeugnissen der Frühen Neuzeit haben herausgestellt, dass Autoren sich das eigene Ich erschreiben, so die Literaturwissenschaftlerin Eva Kormann, »indem sie andere und anderes beschreiben«. Kormann benutzt dafür den Begriff der »heterologen Subjektivität«. Sie entsteht, wenn »die eigene Person bezogen wird auf eine Gruppe, zu der zugehörig man sich beschreibt, oder auf Dinge oder Ereignisse in der Welt, mit denen man sich verbunden sieht«¹¹. Wie sich dies konkretisiert, hat m. E. Gabriele Jancke bei der Analyse der protestantischen Pfarrersfrau Katharina Schütz-Zell verdeutlicht, wenn sie schreibt, »dass autobiographische Aussagen einerseits, Passagen mit mahnendem und belehrendem Charakter andererseits nicht mit einer scharfen Trennungslinie voneinander zu scheiden sind. Beide gehen ineinander über. Die im engeren Sinn autobiographischen Abschnitte haben immer auch belehrende Funktion, und die im engeren Sinn belehrenden theologischen Abschnitte sind immer zugleich autobiographische Aussagen über Position und Leben der Verfasserin«¹².

Diese Ergebnisse historischer Forschung lassen sich sehr gut mit Angeboten der soziologischen Theorie in Verbindung bringen. Der Grundgedanke besteht hier darin, dass es für den Einzelnen zu verschiedenen Epochen je unterschiedliche Möglichkeiten gibt, sich mit der Gesellschaft in Beziehung zu setzen. Was in den Familien- und Hausbüchern als ein »sich in die Welt hineinschreiben« herausgearbeitet wurde, firmiert dort unter dem Begriff »Inklusionsindividualität«. Damit ist aber nicht lediglich eine andere Bezeichnung für »heterologe Subjektivität« gefunden. Denn die Soziologie macht als Voraussetzung für eine solche Form der Selbstkonzeption aus, dass die Gesellschaft tatsächlich Orte bereithält, in die sich der einzelne hineinschreiben kann. In einer auf Haushalten und Personenverbänden gründenden Ständegesellschaft ist dies in der Tat der Fall. Dagegen offeriert die Moderne, die anderen, eher funktionalen Unterscheidungen folgt, einen solchen Ort gerade nicht. Hier ist der Einzelne zwar auf vielfältige Weise mit der Gesellschaft verbunden, aber jeweils nur partiell, über bestimmte, limitierte Rollen, die ihm Organisationen und selbst die Familie zumuten. Moderne Individualität, die um sich selbst kreist – natürlich nicht losgelöst von ihrem sozialen Umfeld –, ist so gesehen keine Errungenschaft oder gar Tugend, sondern, fast möchte man sagen, aus der Not geboren. Denn die Introspektion in der Moderne kann letztlich auch als Antwort betrachtet werden auf die fehlende Möglichkeit, das Selbst vornehmlich über ein »In-der-Gesellschaft-Sein« zu entfalten. Das Gesagte lässt sich folgendermaßen auf den Punkt bringen:

¹¹ »Eine heterologe Subjektivität zeigt sich im Text nicht in einer ausschweifenden Darstellung der eigenen Person und des eigenen Innenlebens, sondern dadurch, daß in erster Linie nicht Eigenes, sondern anderes dargestellt wird. Sie entsteht, wenn die eigene Person bezogen wird auf eine Gruppe, zu der zugehörig man sich beschreibt, oder auf Dinge oder Ereignisse in der Welt, mit denen man sich verbunden sieht. Erkennt man die Möglichkeit solch heterologer Subjektivität, müssen Beschreibungen von Ich und Welt nicht mehr als Gegensätze gelesen werden, gelten Darstellungen von Gott und Welt in autobiographischen Texten nicht mehr zwangsläufig als Indiz für eine unzureichende Scheidung der eigenen Person von ihrer Umgebung und müssen Schilderungen von Gott und Welt, von religiösen und politischen Fragen, nicht mehr als bloße, erzähltechnische Zutat gewertet werden«; Eva KORMANN, *Ich, Welt und Gott. Autobiographik im 17. Jahrhundert (Selbstzeugnisse der Neuzeit 13)*, Köln 2004, S. 300; vgl. dazu schon Verena OLEJNICZAK, *Heterologie. Konturen frühneuzeitlichen Selbstseins jenseits von Autonomie und Heteronomie*, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 101 (1996), S. 11 – 13.

¹² Gabriele JANCKE, *Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum (Selbstzeugnisse der Neuzeit 10)*, Köln 2002, S. 53.

- 1) Es gibt zwei unterschiedliche Formen die eigene Individualität zu entwerfen:
 - a. jene, die bewusst sozio-kulturelle Elemente dazu benutzt, sich einen – eigenen – Ort in der Gesellschaft zu erschreiben (Inklusionsindividualität), und
 - b. jene, die sozio-kulturelle Elemente nutzt, um dem Selbst außerhalb der Gesellschaft, ihr gegenüber stehend, einen Ort zu geben (Exklusionsindividualität).
- 2) Das die eigene Individualität einmal so und einmal so entworfen wird, liegt primär an den Möglichkeiten und Zumutungen, die eine Gesellschaft für die Entwicklung unterschiedlicher Individualitätsentwürfe bereithält.

Das Angebot der Soziologie lässt sich gut mit Aussagen über das Funktionieren von Selbstzeugnissen in Einklang bringen, wie sie die Frühneuzeitforschung herausgearbeitet hat, wie auch – dazu weiter unten ausführlicher – mit Ergebnissen der modernen Autobiographieforschung. Das Interessante an diesem Angebot ist, dass es die Gründe für unterschiedliche Formen der Selbstbeschreibung nicht von einer sich langsam beim Einzelnen steigernden Selbstreflektion und Introspektion abhängig macht, die, etwa durch die Beichte angeleitet, über Generationen erlernt worden wäre. Vielmehr identifiziert sie gesellschaftliche Rahmenbedingungen, genauer: unterschiedliche gesellschaftliche Differenzierungsformen – Personenverbände und Stände hier, Organisationen, Arbeitsteilung und etwa eine starke Trennung von Privatem und Beruflichem dort –, die zu unterschiedlichen Arten von Selbstentwürfen führen.

Irgendeine Art von Teleologie ist damit zurückgewiesen. Denn weder kommt das »Ich« in der Moderne »zu sich selbst«, noch war es im Mittelalter irgendwie unterdrückt oder irgendwie »unfertig«. Mehr noch: Durch diesen theoriegeleiteten Zugang ergibt sich eine andere Lesart der Quellen. Gerade die starke Bezogenheit des Einzelnen zu anderen Personen, Gruppen oder zur Welt insgesamt erscheint dann nicht mehr als defizitär, sondern als Ausdruck eines genuin vormodernen Individualitätskonzepts. Diese andere Form der Konturierung des Selbst kann dann – innerhalb des gesetzten Rahmens – durchaus sehr originell oder individuell gestaltet sein. Vor allem hat bei dieser Art der Konzeptionierung des Ichs, das Herausstellen von Selbstbewusstsein seinen eigenen Platz.

Konkret heißt dies, dass nun auch jene Passagen in den *Libri di famiglia* als Teil der Ichkonturierung betrachtet werden, die die Nennung von Geschäftspartnern, von Handelsreisen, ja selbst von Immobilien- und Warengeschäften vermerken. In der Mediävistik ist es längst gängige Münze, dass die heute üblichen Grenzziehungen etwa zwischen den Feldern Religion und Politik oder zwischen dem Privatem und dem Beruflichem, so nicht gegeben waren. Gestützt auf die skizzierten Theorieangebote kann man diese Erkenntnisse aufgreifen und für die Frage nach dem Greifbarwerden von Individualität in den Hausbüchern fruchtbar machen.

4 Drei Texte mit autobiographischen Zügen aus dem 14. bis 16. Jahrhundert

4.1 Das *Memoriale* des Bologneser Giovanni Gaspare da Sala

Die meisten der überlieferten *Libri di famiglia* wurden in Florenz von Florentiner Kaufleuten geschrieben. Daher hat man in dem unmittelbar aufeinander folgenden Notieren von Bilanzen mit Geschäftspartner, Hochzeiten, Warenverkäufen, Tod der Eltern et cetera, die Manifestation

einer allgemeinen merkantilen Mentalität sehen wollen¹³. In der Tat nehmen die Einträge selbst über das Versterben der eigenen Kinder, wie gesehen, bilanzartige Züge an. Die Versuchung ist daher groß, hinter solchen Büchern das Auftauchen des neuen, kapitalistischen Menschentyps, des wenig einfühlsamen, aber erfolgreichen Geschäftsmannes zu vermuten.

Das Buch des Giovanni Gaspare da Sala, mit dessen Vermerk über den Tod seiner Mutter der Vortrag begann, will dazu nicht ganz passen. Da Sala war promovierter Jurist und Universitätslehrer in Bologna. Dennoch ist sein *Libro di famiglia* aber ganz ähnlich aufgebaut wie das der Florentiner Kaufleute. Dabei war Giovanni nicht einmal nebenbei im Handel aktiv. Die ökonomischen Einträge seines Buches rekurrten auf seinen Haus- und Grundbesitz sowie nicht zuletzt auf Gegenstände, die er aufgrund von Geldschwierigkeiten verpfänden oder veräußern musste (oft genug Bücher). Sein Vater Bornio da Sala war ebenfalls kein Kaufmann, sondern wie der Sohn als Jurist an der Universität tätig¹⁴.

Auskunft über die *causa scribendi* seines *Memoriale* legt Giovanni Gaspare da Sala im Proömium des Buchs dar. Nach der Anrufung Christi und der Gottesmutter Maria macht er zunächst die Einleitung selbst zum Thema: Das Proömium sei ein *quasi primus sermo*, es sei dazu da, die Art der verzeichneten Gegenstände und das Ziel der Aufzeichnungen darzulegen. Dies habe schon Baldus in einem Kommentar zu den Digesten geäußert. Erst nach dieser Einleitung zur Einleitung beginnt er: »Ich, Johannes Gaspar, *iuris minimus utriusque doctor*, Sohn des Bornino da Sala, Doktor beiderlei Rechte und Hofpfalzgraf, beginne zum oben genannten Datum mit dem Schreiben dieses Buches. Es umfasst 100 Blatt, ist mit einem Kreuz gekennzeichnet, und das erste [*Memoriale*], dass ich anlege, damit man darin meine gute, beste Ordnung erkenne. Hier werde ich einschreiben, *que in dies occurrunt*, sowie Soll und Haben ... so dass meine Nachkommen leicht alle Dinge übersehen können ..., *quod ordo est decus universi*.« Sich direkt an seine Kinder wendend schreibt er weiter, es sei nichts würdevoller (*nobilius*), erfreulicher und süßer als ehrenvoll zu leben (*clare vivere*) und Gott zu fürchten¹⁵. Damit endet der Prolog. Auf dem Seitenrand fügt er jedoch eine Notiz hinzu, die fast wie eine Ausführungsbestimmung fungiert und den Leser mit *scias* unmittelbar anspricht. »Du sollst zur

¹³ Die klassische, immer noch wertvolle Studie dazu Christian BEC, *Les marchands écrivains. Affaires et humanisme à Florence 1375-1434* (Civilisations et Sociétés 9), Paris/La Haye 1967.

¹⁴ Alessandra TUGNOLI APRILE, *Il patrimonio e il lignaggio. Attività finanziarie, impegno politico e memoria familiare di un nobile dottore bolognese alla fine del XV secolo*, Bologna 1996, die Editorin des Hausbuchs, geht in einem eigenen Band ausführlich auf die Familien- und Geschäftsverhältnisse ein.

¹⁵ Es lohnt, das Proömium in voller Länge wiederzugeben:

.+. MCCCCLXIII

Die primo mensis ianuarii

In Christi nomine amen, eiusque matris gloriose virginis Marie, mei protectricis etc. Qua scribitur quod prohemium dicitur quasi primus sermo, et est magni effectus cum ostendat rei qualitatem et causam finalem, ut est textus melior de Corpore Iuris, ut Baldi verbis utar, in lege finali Digesti de hr. inst. cum Sy. (1), igitur ego, Iohannes Gaspar, iuris minimus utriusque doctor, filius eximii utriusque iuris doctoris ac degnissimi comitis pallatini, domini Bornii de Sala, anno, die et mense supra positus incepti hunc librum; qui vocabitur memoriale meum, cartarum centum, signatum cum cruce, quia est primum quod unquam feci secundum hunc bonum et optimum ordinem videre meo, in quo describam ea, que in dies occurrunt, preterquam debita et credita ordinaria, que ponuntur in aliis libris meis, ad hoc deputatis, ut descendentes mei facilius videre possint omnia facta iuxta illud quid scribitur, quod ordo est decus universi. Et ita rogo vos fatiatis, filii mei, quia nil nobilius, iocundius ac dultius est quam clare videre et Deum timere, quia timentibus Deum omnia cooperantur in bonum; Laus Deo glorioso. In primis L. s. d.; TUGNOLI APRILE, I libri de famiglia dei da Sala (wie Anm. 1), S. 182 f., fol. 15r, dazu die Anm. 1, S. 182, die die Stelle bei Baldus degli Ubaldi wiedergibt.

Klarheit wissen, dass ich in dieses Buch nur Ausgaben und Einnahmen von mehr als 10 Solidi schreibe«¹⁶.

Da Sala ruft damit gleich zu Beginn seines Buches vielfältige kulturelle Codes auf, in die er sich einschreibt. Zunächst kann wenig überraschen, dass ein Jurist auf Ubaldo degli Ubaldi Bezug nimmt, aber damit ist ein erster Schritt getan, mit dem sich das Buch von den Florentiner *Libri di famiglia* unterscheidet. Dass er auf Latein schreibt und nicht das Volgare benutzt, gehört ebenfalls hierher¹⁷. Die Sprachwahl ist eine bewusste Entscheidung, wie die Editorin bereits vermerkte, mit der der Autor die Zugehörigkeit zu einer sozialen und kulturellen Elite zu unterstreichen wünschte¹⁸. Den Vater zu nennen, erscheint da weniger ungewöhnlich, verweisen doch die Autoren vieler Familienbücher sowohl nördlich wie südlich der Alpen auf ihre Herkunft. Allerdings verfolgt Giovanni Gaspare da Sala seine Familie nicht über mehrere Generationen zurück, wie dies etwa Ulman Stromer tut¹⁹. Und während Lucas Rem seinen Vater als idealen, wagemutigen Kaufmann vorstellt, indem er von seinen verlustreichen Handelsreisen nach Venedig erzählt²⁰, kann es da Sala bei der Nennung des akademischen Titels, den sein Vater inne hatte, bewenden lassen, um sich damit in eine generationenübergreifende Tradition zu stellen. Neben der genauen Beschreibung des Buches mit Angabe der Blattzahl – üblich bei Rechnungsbüchern der Zeit – hebt er vor allem hervor, wie wichtig es ist, gute Ordnung zu halten. Es geht also, nimmt man den Eintrag ernst, nicht nur, nicht einmal vornehmlich, um Finanzielles. Ordnung halten wird zu einem Wert an sich, denn *ordo est decus universi*.

In das Buch werde er alles, was ihm täglich begegnen wird, sowie Soll und Haben aufnehmen. Die gewollte inhaltliche Unschärfe hebt den abstrakten Punkt, das Ordnung-halten-wollen, noch deutlicher hervor. Die Heterogenität des Buches zeigt sich gleich bei den ersten drei Einträgen: Zwei Einträge befassen sich unter dem Datum des 10. und 11. Januars mit wenig bedeutenden geschäftlichen Vorgängen (etwa damit, dass er einen Buchhändler mit dem Verkauf zweier Bücher beauftragt hat). Der dritte vermerkt den oben ausführlich zitierten Tod der Mutter, und in der Abbildung sieht man, dass der Vermerk in keiner Weise herausgehoben ist, sondern sogar, wie die Einträge in einem Rechnungsbuch, kanzeliert wurde²¹.

¹⁶ *Scias etiam clarius quod in isto libro scribo omnes pecunias quas incontinenti expendo aliquid emendo, ultra summam solidorum decem [...]*; ebd., S. 183.

¹⁷ Allerdings wurden, anders als in Florenz, in Mailand bis in das erste Viertel des 15. Jahrhunderts – also etwa zwei Generationen vor den da Sala-Büchern – kaufmännische Rechnungsbücher auf Latein verfasst; Tommaso ZERBI, *Le origini della partita doppia. Gestioni aziendali e situazioni di mercato nei secoli XIV-XV*, Milano 1952, S. 58.

¹⁸ »L'uso della lingua latina in un libro di famiglia si pone, dunque, come una scelta precisa e deliberata, che vuole indicare l'appartenenza dell'autore a un gruppo sociale o, piuttosto, a una ristretta ed esclusiva *élite* culturale«; TUGNOLI APRILE, *Il patrimonio e il lignaggio* (wie Anm. 14), S. 126.

¹⁹ Ulman STROMER, »Püchel von meim geslechet und von abentewr« 1349-1407, in: *Die Chroniken der fränkischen Städte I: Nürnberg, 1*, hg. von Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der WISSENSCHAFTEN (*Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert*), Leipzig 1862, S. 60-62.

²⁰ Franz-Josef ARLINGHAUS, *In and Out, Then and Now: The Confident Self and his Relation to Society in Premodern and Modern Times*, in: *The Medieval History Journal* 18,2 (2015), S. 386.

²¹ TUGNOLI APRILE, *I libri de famiglia dei da Sala* (wie Anm. 1), S. 183, fol. 1r.

[illegible]

Abb.1: Fol. 1r aus dem Memoriale des Giovanni Caspare da Sala. Nach dem Proömium folgt als dritter Eintrag der Vermerk über den Tod der Mutter, aus: TUGNOLI APRILE, *Il patrimonio e il lignaggio* (wie Anm. 14), Tav. 5.

Fast alle Einträge im Memoriale des Giovanni Caspare da Sala, inklusive der Notiz über den Tod der Mutter, sind kanzelliert. In klassischen kaufmännischen Rechnungsbüchern zeigen solche Ausstreichungen an, dass der Vermerk nicht mehr von Bedeutung ist. Dies entweder deshalb, weil er an eine andere Stelle im selben oder in einem anderen Buch übertragen wurde, oder weil zum Beispiel ein Schuldner den verzeichneten und noch ausstehenden Betrag beglichen hat.

Ausstreichung ist selbstredend eine übliche Methode, mit Vermerken umzugehen, die sich bis heute nicht nur in Geschäftsbüchern, sondern fast überall finden lässt. In den Rechnungsbüchern der italienischen Kaufleute, in denen es um Soll und Haben geht, ist dies jedoch ein 1000fach durchgeführter, alltäglicher Vorgang, der schließlich den Status einer eigenen Form des Notierens erlangte²². Die Kanzellierung, zusammen mit der Übertragung von Einträgen, wurde letztlich, so die Vermutung, Teil einer Schreibkultur, die auch dort Anwendung fand, wo sie kaum oder gar keine praktische Funktion erfüllte. Ugolino Martelli geht beim oben erwähnten Verbuchen der Geburten und Todesfälle seiner Kinder ebenso vor. Da Salas Nachricht über den Tod seiner Mutter wird nicht nur ausgestrichen, sondern weist in der rechten Spalte sogar die Kürzel für Pfund, Solidi und Denare aus, ohne dass dort Beträge eingetragen worden wären.

Mag diese Form des Schreibens auch im kaufmännischen Milieu ihren Ursprung genommen haben, scheint sie im Italien des 15. Jahrhunderts längst Bestandteil einer Schreibkultur geworden zu sein, auf die all jene zurückgriffen, die der kommunalen Elite angehörten oder angehören wollten. Durch die kreative Adaptation dieser Schreibkultur, die in jedem *Libro di famiglia* anders unternommen und mit anderen Elementen kombiniert wurde, vermag jeder Autor seinen Texten ein eigenes Formprofil von mehr oder weniger großer Originalität zu geben. Für die weitere Argumentation ist jedoch zu unterstreichen, dass mit dieser Art, Originalität herzustellen, keine Distanznahme zu den jeweiligen Gruppen oder zur kommunalen Elite insgesamt angestrebt wurde. Vielmehr erzeugen die Texte – das ist geradezu augenfällig – über den kreativen Umgang mit einem vielfältigen Formenrepertoire das oben bereits erwähnte Hineinschreiben des Einzelnen in die Gesellschaft, und eben kein Kreisen des Ichs um sich selbst.

Was da Salas Proömium sowie die Gestalt des Buches darüber hinaus deutlich zum Ausdruck bringen, ist die konzeptionelle Verschmelzung von heute sehr unterschiedlich gedachten Lebensbereichen: Der Eintrag über den Tod der Mutter steht neben dem über die Verpfändung von Büchern, und beides wird in fast der gleichen, knappen, kontenhaften Form notiert. Die Sprache ist das Gelehrtenlatein, das Buch erinnert an ein in Volgare geschriebenes Rechnungsbuch, die Begründung für das Schreiben des Proömium entnimmt er dem Rechtsbereich, obwohl dies nicht Not getan hätte. Die Gründe, das Buch überhaupt zu schreiben, sind nicht nur vielfältig, sondern rangieren auf ganz unterschiedlichen Ebenen: Ordnung als vielleicht humanistischer Wert an sich, Information für die Nachkommen, Übersicht für sich selbst in Finanzdingen, aber auch der Wunsch, was täglich passiert, zu notieren.

Wo bleibt hier das Ich? Ist es überhaupt ein zentrales Anliegen der Texte von da Sala und Martelli, über sich selbst Auskunft zu geben? Wenn man nur die wenigen Stellen in den Blick

²² Selbst kleinere italienische Handelshäuser hatten nicht selten weit über 3.000 pro Jahr zu notieren, weiter zu verarbeiten, und dann zu kanzellieren, ARLINGHAUS, Zwischen Notiz und Bilanz (wie Anm. 6), S. 364.

nimmt, die unmittelbar von den Autoren der Bücher handeln, so ist die Ausbeute dürftig. Wenn man nach modernen Formen von Introspektion Ausschau hält, ebenso. Betrachtet man aber die Bücher insgesamt auch als Dokumentation einer Vorstellung vom eigenen Ich, und versteht dieses Selbst als etwas, dass sich gerade im und durch den Bezug zu seiner Umwelt konturiert, verändert sich die Perspektive: Dann werden die *Libri di famiglia* zu Dokumenten, mit denen eben genau dies geschieht: Erfassung des Selbst durch Einbettung in mehr oder weniger selbst gewählte Lebenszusammenhänge, durch die Ausfaltung einer je individuellen Zugehörigkeit zu sozialen Welt.

Diese Einbettung führt also zu einer spezifisch vormodernen Individualität, die nichts mit dem von Jakob Burckhardt postulierten Verhaftetsein des mittelalterlichen Menschen in Gruppenzusammenhängen zu tun hat (»der Mensch«, so Burckhardt, »[...] erkannte sich nur als Rasse, Volk, Partei, Korporation, Familie oder sonst in irgend einer Form des Allgemeinen«²³). Die Einbettung geschieht, wie gesehen, zwar in Rückgriff auf ein bekanntes Repertoire und eingeführte Formen, aber eben je unterschiedlich, auf je individualisierte Weise.

4.2 Das »Geheimbuch« des Goro Dati und das »Tagebuch« des Lucas Rem

»In diesem Buch werde ich bestimmte besondere Dinge [*certe spetiali cose*] festhalten, um für mich und jenen, die nach mir kommen mögen, Übersichtlichkeit [*chiarezza*] zu gewinnen«. So beginnt Goro Dati sein »Geheimbuch« und man ist versucht, die Wendung *a chiarezza* [sic!] *di me* etwas freier mit »um mir und meiner Welt Orientierung zu verschaffen« zu übersetzen²⁴. Wie Goro aus alten Büchern entnommen haben will, wurde das Geschäft seines Großvaters während der großen Flut 1333 verwüstet, so einer der ersten Einträge. Sein Vater Stagio, so weiter, sei der erstgeborene Sohn seines Großvaters gewesen. Dieser Stagio habe, wie die nächste Notiz vermeldet, mit Vanni di ser Lotto²⁵, am ersten Januar 1353 eine Handelsgesellschaft gegründet, in die er 1.000 Goldflorin investiert habe, wie einem mit A signierten Rechnungsbuch des Stagio zu entnehmen sei. Der nächste Eintrag vermerkt dann die Geburt des Autors: »Ich wurde am 15. April 1362 geboren, wie in einem großen, mit einem Kreuz versehen Buch auf Blatt 85 geschrieben steht. Auf dieser Seite sind 17 Kinder *per ordine* vermerkt, die ihm [Stagio] von [seiner Frau] Ghita geboren wurden«²⁶. Soweit die ersten Einträge des »Geheimbuchs«.

Niedergeschrieben wurde dies alles im Jahre 1384. Gehörte es wirklich zu den »besondere[n] Dinge[n]«, die Goro ja nach eigenem Bekunden in dem Buch vermerken wollte, dass sein Vater

²³ BURCKHARDT, Kultur der Renaissance (wie Anm. 10), S. 132.

²⁴ *Qui apresso farò memoria di certe spetiali cose a chiarezza di me e di chi fosse dopo me [...]*; PANDIMIGLIO, Il libro segreto di Goro Dati (wie Anm. 7), S. 95, fol. 1r.

²⁵ Vanni di ser Lotto war ein recht bedeutender Händler im Viertel Santa Croce; ebd., S. 56 f.

²⁶ *Truovo per libri vecchi che Dato e Pero di Benvicenni furono borsai al Ponte Vecchio da' pesciaioli; e la loro bottega fu guasta dal diluvio del 1333. / Truovo che Dato ebe molti figliuoli maschi, de' quali Stagio fu il maggiore, e nacque l'anno 1316 a dì 9 di marzo. La madre ebe nome monna Filippa; Truovo per li libri di Stagio che tolse per moglie monna Ghita nostra madre l'anno..., e a dì 5 d'agosto le die' l'anello, e a dì .IIII^o. di novembre detto anno fece le nozze in giuovidi. Truovo che Stagio s'acchompagnò con Vanni di ser Lotto; a dì .J. di genajo 1353 cominciò la / compagnia, e misse in corpo di compagnia fiorini mille d'oro. Appare a un quaderno .A., carta 3. Nacqui io a dì 15 d'aprile 1362, appare a uno libro lungho segnato +, carta 85, in sul quale sono scritti .XVII. figliuoli per ordine, ch'ebe di monna Ghita; ebd., S. 95, fol. 1r.*

30 Jahre zuvor eine Handelsgesellschaft gegründet hatte? Es dürfte eine von zahlreichen Gesellschaften des Vaters gewesen sein²⁷, und weder sein Handelspartner noch das Unternehmen werden auf den folgenden Seiten erneut erwähnt. Macht es Sinn, unmittelbar darauf die eigene Geburt zu nennen? Welche Orientierung gewährt die Nennung des Schadens, den 30 Jahre vor seiner Geburt und über 50 Jahre vor der Niederschrift des Eintrags eine Überschwemmung im Geschäft des Großvaters anrichtete? Und wozu dienen die permanenten Hinweise darauf, dass die Informationen in dieser sich immerhin ›Geheimbuch‹ nennenden Schrift auch in anderen, wohl weniger geheimen Büchern zu finden sind?

Goro erwähnt die eigene Geburt fast nebenbei. Dagegen berichtet der gut dreihundert Jahre zuvor geborene Abt Guibert von Nogent in seiner autobiographischen Schrift ausführlichst über die Umstände seiner Geburt. Er weiß von den außergewöhnlich großen Schmerzen seiner Mutter berichten, weiß von lebensbedrohlichen Komplikationen, die seinen Vater veranlassten, am Altar der Gottesmutter Maria zu geloben, das Kind werde zum Kleriker geweiht, sollte es überleben. Er weiß sogar eine Hebamme zu zitieren, die den neugeborenen, noch ungetauften Guibert als ungeheuer hässlich beschreibt. Seine Mutter, so weiter, sollte ihn beständig an die bei seiner Geburt erlittene Pein erinnern, wenn er ungezogen war²⁸. Dies wirkt zunächst einer modernen Autobiographie ähnlicher als das bei Goro Dati zu findende, scheint doch Guibert sein Leben, beginnend mit der Geburt, in das Zentrum seiner Erzählung zu stellen. Bei näherer Betrachtung geht es dem Abt von Nogent mit diesen Schilderungen jedoch gar nicht darum, ein frühkindliches Trauma auszustellen, das sich durch die Ermahnungen der Mutter in der Jugend verfestigte. Letztlich geht es Guibert darum, seinen besonderen Weg zum wahren Mönchsein zu erzählen, letztlich geht es um eine *conversio*-Geschichte, und dafür braucht er einen möglichst dunklen Anfang. Schönheit, dass diskutiert er ausführlich an anderer Stelle seines Textes, ist nichts rein äußerliches, sondern zeigt zugleich moralisch-ethische Schönheit an. Der neugeborene, ungetaufte, mit der Erbsünde belastete Guibert ist weit vom Ziel seines Lebens, ein gottgefälliger Mönch zu werden, entfernt. Das sollte sich erst ändern, nachdem er dem Ruf Gottes zur wahren *conversio* gefolgt war. Einer solchen Geschichte tut es gut, wenn sie die Schlechtigkeit des Selbst sowie die große Entfernung zu Gott zu Beginn in deutlichen Farben schildert. Die Hässlichkeit des Neugeborenen signalisiert genau einen solchen Anfang²⁹.

Guibert nutzt die Umstände seiner Geburt also nicht, wie dies moderne Autobiographen vielleicht tun würden, um hierin erste Ursprünge einer besonderen Innerlichkeit zu ergründen. Es ging vielmehr um eine Bekehrungsgeschichte, die er sehr individuell erzählt, und in diesem Kontext gewinnt seine Person ihr ganz eigenes Profil.

Aber hier geht es um spätmittelalterliche autobiographische Texte. Die Möglichkeit, das Thema der eigenen Geburt auszubauen, hätte es sicher auch für einen Kaufmann der Frührenaissance gegeben. Wenn Goro Dati dem weniger Raum gibt als der Gründung einer Handelsgesellschaft

²⁷ Handelsgesellschaften wurden üblicherweise auf drei Jahre, mit Option der Verlängerung, gegründet, und die Geschäftstätigkeit selbst weniger kapitalkräftiger Kaufleute zeichnet sich durch ein Geflecht von Beteiligungen aus; vgl. exemplarisch für die Wirtschaftstätigkeiten Francesco Datinis das immer noch grundlegende Buch von MELIS, Aspetti (wie Anm. 6).

²⁸ Guibert de Nogent: Autobiographie, hg. von Edmond-René LABANDE (Les classiques de l'histoire de France au Moyen Age 34) Paris 1981, hier I, 3, S. 16.

²⁹ ARLINGHAUS, In and Out, Then and Now (wie Anm. 20), S. 386-393 (mit Literatur).

durch seinen Vater, deren ökonomische oder juristische Implikationen zur Zeit der Abfassung des ›Libro segreto‹ 30 Jahre später niemanden mehr interessierte, wenn seine Geburt nicht mehr Zeilen beansprucht als die Notiz über die Überschwemmung des großväterlichen Ladenlokals, und wenn diese Einträge auch noch durch Querverweise auf andere Rechnungsbücher, aus denen er die Informationen gewonnen haben will, hervorgehoben werden, darf man hier eine eigene Logik vermuten. Die zunächst willkürlich erscheinende Zusammenstellung ruft Komponenten auf, die für Goros Ich zentral waren: Sein Selbstverständnis als Exponent einer Familie von Händlern stellt er auf den verschiedensten Ebenen gleichzeitig aus: a) als Familientradition (Vater und Großvater waren Kaufleute), b) als in der Familie verankerter Umgang mit kaufmännischen Schicksalen (unverschuldeter Verlust, wie dem Großvater geschehen, Zusammenarbeit im Handel mit bekannten Florentinern, wie beim Vater), c) durch die Art der Schriftnutzung (einmal durch das Anlegen mehrerer Bücher, der Redundanz der Einträge – beides durch die Verweise evoziert –, dann natürlich durch die knappe, kontenmäßige Erzählform der Einträge selbst). Wie Guibert von Nogent eine sehr eigene, selbstbewusste Geschichte erzählt, die ihn zum »Spitzenmönch« macht, so weiß sich Goro Dati ebenso selbstbewusst im Rückgriff auf die Erzählformen seines sozialen Umfeldes als exzellenten Kaufmann darzustellen.

Gut 130 Jahre später beginnt der Augsburger Kaufmann Lucas Rem sein Hausbuch in ganz ähnlicher Weise wie Goro Dati. Nachdem er knapp in einem Satz die Geburt seiner Urgroßeltern und deren Heirat mitgeteilt hat, berichtet er: »Mein genannter Ahne verkaufte im Jahre 1357 alles, was er hatte, und erzielte so 500 Gulden. Damit begann er zu handeln. Und auf seiner ersten Reise nach Venedig verlor er an Waren 100 Gulden. Den Rest, 400 Gulden, investierte er. [...] Fuhr wieder hin und her, und mit Gottes Gnade und Glück, machte er Gewinn. So habe ich in seinen Büchern, die auf italienische Art geführt wurden (*sein handtschrift, welsch in verzeichnus*), gefunden, was er in den ersten zehn Jahren mit Raub, Diebstahl [...] [an] Schaden erlitten hat, [das] steht dort Eintrag für Eintrag fl. 7200«³⁰. Viele der oben aufgezählten Elemente, die für Goro Dati wichtig waren, finden sich bei Lucas Rem wieder, wenn auch zum Teil in anderer Form. Das bedeutet nicht notwendigerweise, dass sich der Augsburger italienische *Libri di famiglia* zum Vorbild genommen habe, auch wenn ihm welche bekannt gewesen sein dürften. Zu vermuten ist vielmehr, dass beide das gleiche Ziel verfolgten: Sich in ihrem sozialen Milieu zu verorten, aber eben auf ihre je eigene Weise. Dabei wird man sich vielleicht nicht einen Autor vorstellen, der mit jedem Satz, mit jedem Wort ringt, wie es das – vielleicht etwas mystifizierende – moderne Ideal des Schriftstellers will. Aber sicher handelt es sich um Texte, in denen ganz bewusst dies hervorgehoben, jenes vernachlässigt oder gar nicht genannt wird. So weiß man, dass die Augsburger Familie Rem auch über Grundbesitz, ja sogar Lehn verfügte, und gute Kontakte zum König hatte. Dies jedoch wird nur ganz beiläufig erwähnt. Schon Horst Wenzel hat darin ganz zu Recht eine bewusste Abkehr von aristokratischen

³⁰ *Gemelter mein anher verkauffett im 1357 Jar als wz er hett, und machett bey 500 gulden In als. Fong damit an zuo handeln. Vnd an der ersten Rais gen Venedig verlor er an waren hinein 100 gulden. Rest leget er an, 400 gulden, damit er hie aussen wohl gwan. Fuour wider hinein, und also hin und her. Gab gott gnad, und gros gluck, gwin. Also dz Ich erfonden hab, (sein handtschrift, welsch in verzeichnus.) dz er in den ersten 10 Jaren mit Rab, nam und bös schulden schaden gelitten hatt, stat post ze post ob fl. 7200*; Benedikt GREIFF, Tagebuch des Lucas Rem aus den Jahren 1494-1541. Ein Beitrag zur Handelsgeschichte der Stadt Augsburg, Augsburg 1861, S. 1.

Wertvorstellungen gesehen, wie sie etwa Ulman Stromer noch für sich und seine Familie reklamiert³¹.

Zurück zu Goro Dati. Er ist 60 Jahre alt, als er sein Buch schreibt, Zeit also, einmal inne zu halten: »Man weiß, dass in diesem elenden Leben unsere Sünden Ursache für viele Verwirrungen der Seele und viele Leiden des Körpers sind. Und es ist der Gnade Gottes zu verdanken, dass er so barmherzig war, trotz unserer Schwachheit unserem Verstand [*intelletto*] zu zeigen, was wir zu tun und zu lassen haben [...]. Seit meiner Geburt sind 60 Jahre vergangen [...], kaum je bin ich den Geboten Gottes gefolgt. Und ich traue mir selbst nicht zu, dies soweit zu ändern, wie es nötig wäre. Aber um Schritt für Schritt damit anzufangen, nehme ich mir vor, von heute ab eine Sache zu beachten, nämlich an kirchlichen Festtagen keiner Arbeit nachzugehen [...] es sei denn, dass es dringend notwendig wäre«. Insgesamt werden es dann drei Dinge, die Goro von nun an ändern will: Neben der Beachtung des Feiertagsgebotes will er zweitens am Freitag, dem Tag der Passion Christi, von nun an keusch leben. Und er präzisiert: Gemeint sei damit der Freitag und die darauf folgende Nacht. Drittens will er, solange er noch gesund ist, jeden Tag zur Ehre Gottes eine kleine Spende geben oder für jemanden beten. Sollte er sich nicht daran halten, so erlegt er sich selbst auf, am darauffolgenden Tag Buße zu leisten. Unkeuschheit an einem Freitag würde mit 20 Solidi für die Armen, 20 Vaterunser und 20 Ave Maria zu sühnen sein. Und dies habe er aufgeschrieben, so heißt es weiter, um es besser vor Augen zu haben (*per tenere meglio a mente*), wenn er durch Unachtsamkeit gegen die Vorsätze verstoßen sollte. Und ganz zum Ende hebt er hervor: Dies seien aber keine Gelübde, sondern er habe das getan, um sich zu bemühen, dies alles einzuhalten, sofern es ihm möglich sei³².

³¹ »Ökonomie und Buchführung charakterisieren diese Autobiographie«, so Wenzel. Sie nehme entschieden »von aristokratischen Wertvorstellungen Abstand Schon im Abriß seiner Genealogie verzichtet Lucas Rem darauf, aristokratische Verwandtschaft zu fingieren oder nachzuweisen (wie etwa Ulman Stromer). Als Spitzenahn seines Geschlechtes, der Tradition und Selbstverständnis der Familie gleichzeitig repräsentiert, nennt er Hans Rem (1340-1396), dem kaufmännisches Risiko und Wagnis zu Glück und Gewinn verhelfen«; Horst WENZEL, Die Autobiographie des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, Bd. 2: Die Selbstdeutung des Stadtbürgertums (Spätmittelalterliche Texte 4), München 1980, S. 102.

³² .MCCCCIJJ. A di J. di gennaio,

Chonciosiacosa che per li nostri pecchati siano in questa misera vita soggetti a molte tribulazioni d'animo e a molte corporali passioni; e se non fosse l'aiuto della grazia di Dio, il quale condiscende alla nostra debilità per la sua misericordia con mostrarci a il nostro intelletto quello che dobbiamo fare e col sostenerci, ogni dì periremmo; vegendomi avere già passati disutile mente dal / mio nascimento .XL. anni con pochi ubidentia de' comandamenti di Dio, e non fidandomi di me medesimo potere ridurre di fatto al termine che si debe, ma per cominciare di grado in grado, questo di propongho e dilibero una cosa da qui inanzi osservare, cioè che in perpetuo mai in alcuno dì di-festa solenne e comandata dalla santa Chiesa io non debo stare a bottega, né andarvi a fare alcuno esercizio, né consentire o comandare che altri per me il faccia d'opera di guadagno / o utile temporale, con questo salvo che se alcuno caso molto necesario fosse, per ogni volta io sono tenuto il dì seguente dare a' poveri di Dio per limosina fiorini uno d'oro. E questa scrittura ò fatta per tenere meglio a mente e per mia confusione se contro a ciò facessi.

Ancora per memoria della passione del nostro signore Ihesù Cristo, per li chui meriti siano liberati e salvati, acciò che in perpetuo ci mantenga liberi e salvi da ogni rea passione per la sua / misericordia e grazia, questo di medesimo propongho nell'animo mio perpetualmente osservare castità nel dì del venerdì, che s'intende il venerdì con la sua notte seguente, e guardarvi da ogni atto di carnale diletto; e nostro Signore me ne dia la grazia; e se caso intervenisse che io vi cadessi per non avedermene o per non ricordarmene, subito il dì seguente io sia tenuto e debba dare a' poveri di Dio soldi venti per ogni volta e dire .XX. volte il Paternostro e Avemaria./

Ancora mi propongho questo di fare la terza cosa mentre che io sto sano e possa, per considerazione che ciascuno di abiano bisogno che Domenedio provvegga per noi, così ciascuno di osservare d'avere fatto a honor di Dio alcuna limosina o vero orazione o altra pietosa operatione; e quando per inavvertenza fosse manchato, come io me ne avegho il dì o il dì seguente debba dare a' poveri di Dio per limosina per lo meno soldi cinque./

Gute Vorsätze, die nicht eingehalten werden – ein zeitloses Phänomen; und dass ein Mensch des 15. Jahrhunderts sich um sein Seelenheil sorgt, ist alles andere als überraschend. Goro Dati teilt allerdings wesentlich mehr mit: Mag das Zurück-Blicken im Alter fast als anthropologische Konstante gelten, die Art und der Ort der Betrachtungen sind es nicht. Die angestellten Reflektionen erwähnen, obwohl sie den üblichen religiösen Fluchtpunkten folgen, weder Priester noch Mönch noch sonst eine Person, die dazu Anregung gegeben hätte. So es Ermahnungen von anderen gegeben hat, scheinen sie jedenfalls nicht erwähnenswert. Zwischen den Zeilen ist vielmehr ein, fast möchte man sagen, intimer Dialog mit der Aufzeichnung selbst fassbar: Die den Versprechen auf dem Fuß folgenden Abschwächungen »es sei denn, dass es notwendig wäre«, die Präzisierungen »Freitag meint auch die Nacht bis Samstag früh, und nein: dies seien keinesfalls Gelübde« erwecken den Eindruck, als stünde Goro mit seinem Geheimbuch in Verhandlungen, als traue er dem Buch gar zu, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Ein sich nicht aus Gruppenkontexten lösen können, wie Jakob Burckhardt meint, sähe wohl anders aus. Aber ebenso wenig lässt sich hier wie auch an anderen Stellen des *Libro segreto* ein exzentrisches um sich selbst kreisendes Ich erkennen.

Es kommt mir darauf an, solche Einträge nicht dafür ins Feld zu führen, dass zwischen den vielen Notizen über Geschäftliches in einzelnen, wenigen Einträgen, die das Selbst thematisieren, auch einmal das Individuum aufscheint. Es kommt vielmehr darauf an, die sehr unterschiedlichen Einträge als Elemente einer Erzählung zu betrachten. In diesem Narrativ geht es dann nicht darum, den Autor durch Abgrenzung von sozialen Gegebenheiten zu konturieren, sondern gerade darum, ihm über das Aufrufen von ausgewählten Relationen und Werten, über das in eine (bestimmte) Position in die Welt hineinzuschreiben, ein eigenes Profil zu geben. Goro Dati unternimmt dies sowohl durch die Selbstreflektionen wie durch das kontenmäßige Verbuchen ganz unterschiedlicher Ereignisse. Dies ist kein exzentrisches Gegenüberstellen »hier Welt – dort ich«, was vielleicht modernen Konzepten des Selbst eigen ist. Das Hineinschreiben in die Welt geschieht deshalb aber nicht weniger selbstbewusst und nicht weniger reflektiert.

4.3 Die Bücher des Kölner Ratsherrn Hermann von Weinsberg

Zweifellos gibt es Haus- und Familienbücher, die nicht Rechnungsbüchern gleichen und auch kaum ökonomische Notizen aufweisen. Das sogenannte »Buch Weinsberg« des Juristen und Kölner Ratsherrn Hermann von Weinsberg (1518-1597)³³ enthält 2.600 Blatt und ist in vier Bände gegliedert³⁴. Gesteht man den vormodernen Autoren ihre Fantasie zu, was die Darstellung der Ursprünge der eigenen Familie angeht, könnte man versucht sein, die Schrift für eine

Questi non sono però voti; ma fo per ingegnarmi d'oservare questo bene quanto mi sia possibile.

[Nächster Eintrag normal, verweist auf ein Amt hin, dass er bekommen hat] A di .IIJ. di maggio anno Domini 1412, essendo suto tratto a di 28 d'aprile gonfaloniere di Compagnia, e per insino al detto di non era certo d'essere nelle borse di collegio, e pur lo disiderava per honore di me e di chi avesse a rimanere dopo me; ricordandomi che Stagio nostro padre ebe molti ufici in sua vita, e de' consoli di Porta Santa Maria fu molte volte, e de' cinque di Mercatantia; PANDIMIGLIO, *Il libro segreto di Goro Dati* (wie Anm. 7), S. 118 f., fol. 9v.

³³ Zu Weinsberg und seinen Schriften vergleiche die Beiträge des Sammelbandes Hermann Weinsberg (1518-1597). Kölner Bürger und Ratsherr. Studien zu Leben und Werk, hg. von Manfred GROTEN (Geschichte in Köln - Beihefte 1) Köln 2005.

³⁴ Eine fünfbändige Ausgabe von Teilen des Manuskripts ist zwischen 1886 und 1926 in der Reihe »Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde« von Konstantin Hoehlbaum herausgegeben worden. 1997

fast moderne Autobiographie zu halten. Schildert das erste Buch noch die sagenhaften Ursprünge der Familie, die vermeintlich bis ins 8. Jahrhundert zurückreichen, so scheinen die übrigen drei Bücher mit den Titeln ›liber iuventutis‹, ›liber senectutis‹, ›liber descrepitudinis‹ von der Jugend bis zum hohen Alter die verschiedenen Lebensabschnitte des Autors in den Blick zu nehmen. Die Darstellung sehr persönlicher Erlebnisse wird in diesen Texten nicht wie Buchungen knapp und vergleichsweise kühl abgehandelt, und man findet kaum bilanzartige Aufstellungen, sondern sehr ausführliche Beschreibungen, zum Teil sogar anekdotenhaften Charakters. So erzählt er, wie er sich nachts als Student in die Kammer der Magd geschlichen habe, die in seiner Burse den Haushalt besorgte, und sich dort auf einem Stuhl unter ein Tuch verborgen habe. Die Magd habe sich bei ihrer Rückkehr ausgekleidet und zu Bett begeben, obwohl sie ihn bemerkt haben musste. Er habe sich dann hinzugelegt, während sie sich schlafend gestellt habe³⁵. Insgesamt eine geradezu karnevesk anmutende Geschichte, aber solche sowie ähnliche Anekdoten über, sagen wir, Jugendstreiche, finden sich auch in anderen Hausbüchern. Lucas Rem erwähnt beispielsweise, dass er mit anderen »Auszubildenden« mit viel List, auch mit Diebstählen, die karge Kost bei seiner sehr geizigen Meisterin aufbesserte³⁶. Sie gerieten sich damit fast zu Topoi, die eine gesellschaftliche Verortung des Autors unterstützen.

Die Nachricht über den Tod auch naher Verwandter sind den *Libri di famiglia* und auch dem ›Tagebuch‹ des Lucas Rem zumeist nur wenigen Zeilen wert. Dagegen berichtet Hermann von Weinsberg über drei handgeschriebene Seiten vom Tod seiner zweiten Frau Drutgin Barß. So habe der Arzt Johan Acht, den man gegen ihren Willen zugezogen hatte, diagnostiziert, die Leber sei *verstopft*. Der Doktor habe aber von der Patientin die Anweisung erhalten, nicht über *wassersucht und swarmoit* zu sprechen³⁷, und Hermann von Weinsberg kommentiert, dass seine Frau sehr wohl gewusst habe, was ihr fehle, denn sie sei bei vielen Kranken gewesen. In der Todesstunde habe die hinzugezogene Begine zur Sterbebegleitung die Nachbarn kommen lassen und der Todkranken, die kaum noch sprechen konnte, eine geweihte Kerze in die Hand gegeben. Hermann von Weinsberg schreibt, dies alles habe sich über Stunden hingezogen, und er habe schließlich in Tränen aufgelöst den Raum verlassen (*und alß diß uber ein lange stunde duret, moist ich vur weinen hin wech gain*)³⁸.

Es wäre selbstverständlich falsch, die knappen Einträge der Kaufleute zu Todesfällen naher Angehöriger als Ausdruck merkantiler Kühle zu interpretieren, und die ausführlicheren Beschreibungen des Ratsherrn Weinsberg als Zeichen einer neuen Form von Humanität zu deuten. Sowohl auf der semantischen wie auf der formalen Ebene dominieren in beiden Buchtypen

erschien zudem eine von Johann Jakob Hässlin veranstaltete gekürzte Version in einem Band. Benutzt wurde die von der Abteilung für Rheinische Landesgeschichte in Bonn erstellte digitale Gesamtausgabe <http://www.weinsberg.uni-bonn.de/>.

³⁵ Hermann WEINSBERG, *Liber iuventutis* (Die autobiographischen Aufzeichnungen Hermann Weinsbergs - Digitale Gesamtausgabe), Köln 1577, fol. 89v f. zum Jahre 1538, http://www.weinsberg.uni-bonn.de/Edition/Liber_Iuventutis/Liber_Iuventutis.htm (21.09.2018).

³⁶ GREIFF, *Tagebuch des Lucas Rem* (wie Anm. 30), S. 6; dazu Franz-Josef ARLINGHAUS, *Conceptualizing Pre-Modern and Modern Individuality. Some Theoretical Considerations*, in: *Forms of Individuality and Literacy in the Medieval and Early Modern Periods*, hg. von Franz-Josef ARLINGHAUS (Utrecht Studies in Medieval Literacy 31), Turnhout 2015, S. 35.

³⁷ WEINSBERG, *Liber iuventutis* (wie Anm. 35), *Schilderung des Sterbens seiner Frau*: fol. 631v bis 633r, Zitate fol. 632r.

³⁸ ebd., fol. 632v.

nicht zuletzt Gattungsfragen. So gibt Weinsberg seine chronikalisch-annalistische Struktur des Buches auch angesichts von sehr einschneidenden, ihn persönlich unmittelbar betreffenden Ereignissen nicht auf. Die Notate vor und nach dem Tod seiner Frau sind zwar nicht so umfangreich, aber stellen weiter eine – aus heutiger Sicht – sehr heterogene Sammlung von Vermerken unterschiedlichster Art da. Blatt 630v und 631r halten fortlaufend Einträge aus dem April des Jahres 1573 fest, darunter unter anderem die Beerdigung des Bürgermeisters Angelmecher, ein Pfannkuchenessen und die Bestellung eines neuen Pastors zu St. Jacob. Auf Blatt 631v vermerkt er für den 27. April, dass sein Bruder Gotschalck für ihn eine bestimmte Summe in Dornmagen bezahlte, und dass von Weinsberg am 28. eine Badestube besuchte habe. Für den 1. Mai notiert er einen Stadtbrand in Neuß, nur um unmittelbar anschließend, ohne auch nur eine neue Seite zu beginnen, das oben geschilderte Sterben seiner Frau am gleichen Tag festzuhalten. Wenn Weinsberg auf den folgenden Seiten immer wieder auf Ereignisse zu sprechen kommt, die mit dem Tod Drutgin Barß in Zusammenhang stehen (Beerdigung, Besuch von seinen Freunden und Freunden der Frau, Erbaueinandersetzungen et cetera), so erfolgt auch dies chronologisch; dazwischen Einträge der Art, wie sie bereits geschildert wurden.

Weinsberg hält in seinen Büchern unterschiedlichste, aber nicht willkürlich ausgewählte Beobachtungen fest: Eine Eigenschaft, die das Buch mit den *Libri di famiglia* teilt. Gerade im Vergleich mit diesen Büchern zeigen sich aber deutlich verschobene Akzentsetzungen: Bei Weinsberg ist stärker das politisch-administrative, auch die Ereignisgeschichte, präsent, bei Lucas Rem und seinen italienischen Berufskollegen eher alles, was einen Kaufmann auszeichnet. Zentral werden damit auch Fragen, an welche Schriftkultur sich die Autoren anlehnen. Der Ratsherr Weinsberg fühlt sich mit seinem Buch eher der Annalistik und Chronistik verpflichtet. Diese Gattung gibt generell Lizenzen für umfangreiche Notate. So ist der Bericht über den Tod seiner Frau nicht länger als beispielsweise der Bericht über eine Hinrichtung, wenngleich sie großes Aufsehen erregte, oder über wichtige politische Ereignisse. Alles Dinge, die in den *Libri di famiglia* kaum oder nur knapp Erwähnung finden. Anders als bei Lucas Rem oder Gro Dati wird in Weinsbergs Buch auch selten auf andere Schriften verwiesen, obwohl er sicher Notizen oder ähnliches hinzugezogen hat. Denn Weinsberg hat kein Interesse daran, seine Schrift als Teil einer umfangreicheren Buchhaltung zu markieren.

Mit der Auswahl dessen, was ein Weinsberg oder Dati für berichtenswert halten, und vor allem in der Form, in der sie es berichten, erschreiben sich die Autoren ihren Ort in der Welt und geben damit zugleich ihrem Selbst ein ganz eigenes Profil.

Das ist, um kurz noch einmal einen Blick auf das Hochmittelalter zu werfen, bei genauerem Hinsehen kein Merkmal der Gattung »Hausbuch« und auch kein Phänomen des Spätmittelalters. Petrus Abaelards »Leidensgeschichte« wird meines Erachtens ganz zu Recht von Peter von Moos als Teil eines Briefromans betrachtet, der nicht zuletzt die Gründung des Klosters *Argenteuil*, in das Heloise Äbtissin wurde, mit einer Geschichte ausstatten sollte³⁹. In der Tat wendet sich die Korrespondenz dann später intensiv Fragen des Klosterlebens zu, enthält etwa eine Regel für die Nonnen dieses Klosters. Aber natürlich geht es, ähnlich wie bei Guibert von

³⁹ Peter VON MOOS, Abaelard, Heloise und ihr Paraklet: Ein Kloster nach Maß. Zugleich eine Streitschrift gegen die ewige Wiederkehr hermeneutischer Naivität, in: Abaelard und Heloise, hg. von Peter VON MOOS (Geschichte, Forschung und Wissenschaft 14), Münster 2005, S. 246 – 248.

Nogent, auch darum, eine Art »Saulus-Paulus-Geschichte« über die beiden Protagonisten zu erzählen: Ein sündenvolles, dem Irdischen nur zu sehr verhaftetes Leben, wie zu Beginn in der ›Historia calamitatum‹ geschildert, mündet am Ende in eine überaus keusche Gemeinschaft, bei der Heloise – das stellt Abaelard in einem seiner Briefe aus – zugleich Braut Christi und Abaelards Ehefrau ist.

5 Zum Vergleich: Moderne Autobiographien

Aber ist das nicht heute auch so? Platzieren, bei sicher festzustellendem Wandel, autobiographische Texte der Gegenwart ihre Autoren nicht ebenfalls innerhalb der Gesellschaft, lassen sie zu einem Teil von ihr werden? Das Feld dessen, was unter Autobiographie verstanden wird, ist heute äußerst vielfältig. Dennoch scheint sich seit dem späten 18. Jahrhundert Grundlegendes geändert zu haben, der Zeit also, in der die Autobiographie als literarische Gattung erstmals entsteht. Jean-Jacques Rousseaus Satz »Si je ne vaud pas mieux, au moins je suis autre«, übersetzt: »Bin ich nicht besser, so bin ich wenigstens anders«, scheint diese Wende deutlich zu markieren. Denn formuliert man ihn um, könnte man sagen: Ich möchte unter allen Umständen anders sein, selbst um den Preis des Schlechter-Seins. Rousseau insistiert auf Einzigartigkeit, die eine grundlegende Unvergleichbarkeit behauptet (ein Mythos, gewiss, aber doch ernst zu nehmen). Mit diesem Postulat ist zugleich eine Dualität und Opposition von Individuum und Gesellschaft verbunden, wie sie wohl erst in den letzten 200 Jahren zu beobachten ist.

In aller Kürze möchte ich auf einen modernen autobiographischen Text eingehen. ›Roland Barthes par Roland Barthes‹ (deutscher Titel: ›Über mich selbst‹), bereits 1975 erschienen, kann schon als Klassiker einer ganz anderen, innovativen Form autobiographischen Schreibens gelten, das aber inzwischen viele Nachahmer gefunden hat. Statt eines chronologischen Abrisses erwarten den Leser Fragmente, statt Offenbarungen nicht selten Fixierungen auf Details, statt eines durchgehenden »Ich« oft ein Spielen mit der dritten Person. Diese Fragmente, die nicht selten thematisch Unzusammenhängendes aufeinander folgen lassen, sind, ganz von fern betrachtet, den Einträgen in den Hausbüchern nicht unähnlich. Auch die gewählten Themen scheinen nicht immer naheliegend für eine Autobiographie, und sie werden auf sehr eigenwillige Weise verarbeitet.

»Als Kind« so der Autor knapp an einer Stelle, »langweilte ich mich oft und ausgiebig. Das begann offensichtlich sehr früh und dauerte mein ganzes Leben lang an, stoßweise (allerdings immer seltener, dank der Arbeit und den Freunden), und das war immer so. Eine panische Langeweile, bis zur Hilflosigkeit: wie ich sie in Colloquien, Vorträgen empfand, in fremden Abendgesellschaften und Gruppenvergnügungen: überall dort, wo die Langeweile gesehen werden kann«. Freunde, Arbeit, Vorträge und Kolloquien – das alles hat wohl Einfluss auf die Langeweile, aber im Grunde ist es geradezu nebensächlich. Denn dieses Gefühl stellt sich schon beim Kind Roland Barthes ein, und taucht in unterschiedlichen Kontexten immer wieder auf. Offenbar hat es auch wenig mit dem zu tun, was üblicherweise darunter verstanden wird. Die Notiz endet mit der Frage »Wäre die Langeweile denn nun meine Hysterie«⁴⁰? Diese Frage weist in zwei Richtungen: Zum einen markiert sie, dass mit dieser mal als panisch, mal als Hilflosigkeit empfundenen Langeweile, ein sehr individuelles Persönlichkeitsmerkmal erfasst

⁴⁰ Roland BARTHES, Über mich selbst (Batterien 7), München 1978, S. 28.

wird, das er mit keinem anderen teilt. Zum zweiten aber scheint eine große Unsicherheit darin zu bestehen, diesen Aspekt seiner Persönlichkeit einzuordnen, es unter ein allgemeines Phänomen – etwa Hysterie – zu subsummieren. Die damit hier sowie in vielen anderen Passagen des Buches greifbare Schwierigkeit, sein Ich überhaupt zu erfassen, formuliert er an einer Stelle so: »In Fragmenten schreiben: die Fragmente sind dann wie Steine auf dem Rand des Kreises: ich breite mich rundherum aus, meine ganze kleine Welt in Bruchstücken; und was ist in der Mitte?«⁴¹. Das eigene Ich kann bestenfalls umkreist werden, lässt sich aber gar nicht mehr fassen.

Die Autobiographie Roland Barthes ist in ihrem Zugriff auf das Ich sicherlich nicht die Regel, wenn man sich die Regale in den Buchläden ansieht. Aber sie stellt auch ganz gewiss keine Ausnahme dar. Die Literaturwissenschaftlerin Martina Wagner-Egelhaaf hat darauf aufmerksam gemacht, dass Autobiographien des 20. Jahrhunderts nicht selten sogar mit fiktionalen Elementen arbeiten, und diese auch bewusst als solche markieren. Damit wird zugleich gezeigt, dass eine Erfassung des Selbst über die alleinige Analyse realer Lebensumstände kaum noch gelingen kann, ja vielleicht letztlich überhaupt kaum zu erreichen ist⁴². Dabei tritt, so Wagner-Egelhaaf weiter, »Zeithistorisches [...] oft in den Hintergrund, da sich das Ich in einer plural gewordenen Welt nicht mehr als Spiegel der Zeitverhältnisse begreift«⁴³. Das scheint mir so ziemlich das Gegenteil dessen zu sein, was uns in den Texten eines Giovanni Gaspare da Sala, Hermann von Weinsberg oder auch Goro Dati begegnet.

6 Schluss

Ich komme zum Schluss. Begonnen wurde mit der, zugegeben rhetorischen Frage, ob in den *Libri di famiglia*, vergleicht man sie mit autobiographischen Schriften des Hochmittelalters, nicht eine Reduktion der Thematisierung des Ichs zu beobachten sei. Zieht man bei den Texten nicht nur jene Stellen zur Analyse heran, die explizit auf das Selbst eingehen, sondern nimmt die Bücher als Ganzes in den Blick, fasst also auch die Aufzeichnungen über Käufe und Verkäufe oder politische Geschehnisse und Ereignisse der Stadtgeschichte als Bestandteil autobiographischen Schreibens auf, so verlieren sich die vermeintlichen Unterschiede. Denn auch die Selbstzeugnisse eines Guibert von Nogent oder Petrus Abaelard bilden letztlich nur Teile eines größeren Textzusammenhangs, und auch in diesen Texten haben jene Teile, die sich dem Autor nicht unmittelbar zuwenden, eine bedeutende Funktion für die Konturierung des Selbst.

Im Anschluss an Vorschläge aus der Literaturwissenschaft und der Soziologie ging es im Folgenden darum, die *Libri di famiglia* wie auch die Hausbücher insgesamt, gerade auch mit ihren das Ich nicht unmittelbar thematisierenden Textteilen, als Form autobiographischen Schreibens

⁴¹ ebd., S. 101.

⁴² »Fiktionale Mittel [...] dienen in der literarischen Autobiographie dazu, Grenzen und Möglichkeiten von Selbstentwürfen auszuloten«. Es entsteht eine Art Autofiktion: »Autofiktion« ist nicht der unvermeidliche Einsatz des Fiktionalen in der Selbstbeschreibung, sondern der willentliche und wissentliche, der ganz bewusst eingesetzte und ausgestellte Einsatz der Fiktion, insofern als sie dazu da ist, die »Wirklichkeit« des autobiographischen Ichs zu konstituieren«; Martina WAGNER-EGELHAAF, Zum Stand und zu den Perspektiven der Autobiographieforschung in der Literaturwissenschaft, in: Bios 23,2 (2010), S. 197 f.

⁴³ ebd., S. 197.

zu verstehen, mit dem sich die Person in eine bestimmte Position der Gesellschaft hinein-schrieb. Das bedeutet alles andere als ein Verhaftetsein des Einzelnen in der Gruppe, denn von Bindungen ist in den Texten gar nicht prominent die Rede. Vor allem aber zeigt die Art, wie die Autoren eine solche Positionsbestimmung vornehmen, die Auswahl dessen, was für relevant erachtet wurde und was nicht, wie sehr diese Konturierung des Selbst auf individuelle Entscheidungen gründete.

Die Kategorien für die Erfassung des Ichs in der Moderne haben sich demgegenüber grundlegend gewandelt. Der optimistischen Selbstbeschreibung eines Jean-Jacques Rousseau, der noch in einer schonungslosen Offenheit mit sich und seinen Lesern einen Königsweg zum Ich sah, findet sich schon in Goethes ›Wahlverwandtschaften‹ nicht mehr. Ein Roland Barthes ist sich mit vielen anderen bewusst, dass man das Selbst höchsten einkreisen, aber kaum je wirklich stellen kann. Nur so ist nachvollziehbar, dass fiktionale Elemente bei der Habhaftwerdung des Ichs für einen Autor oft eine größere Plausibilität beanspruchen als das Nachzeichnen der realen Umstände seines Lebens.

Der Aufsatz betonte die Unterschiede zwischen vormoderner und moderner Selbstbeschreibung sehr deutlich. Allerdings ging es dabei nicht um eine teleologische Erzählung. Vielmehr ging es darum, Differenzen klar herauszustellen und auf andere Weise zu beschreiben, als dies bisher zumeist der Fall gewesen ist. Von einem mehr oder weniger an Selbstbewusstsein oder einem mehr oder weniger an Reflektion war nicht die Rede, wohl aber von sehr deutlichen Unterschieden in der Perspektive, die die Autoren von autobiographischen Texten in Moderne und Vormoderne auf ihr Ich eingenommen haben. Man findet dann, wenn man so will, zwei sehr verschiedene Formen, dem Selbst habhaft zu werden. Sie sind, folgt man den vorgeschlagenen theoretischen Angeboten, weniger von den Reflektionen des Einzelnen, als von allgemeinen sozialen Rahmungen abhängig, die dieses oder jenes Individualitätskonzept einfordern. Dies führt jedoch nicht zu einem mehr oder weniger an Selbstbewusstsein, wohl aber zu unterschiedlichen Arten, das Ich zu erfassen.

In letzter Zeit wird aus unterschiedlichen Blickwinkeln die Frage aufgeworfen, ob sich überhaupt noch Epochen voneinander unterscheiden lassen, und insbesondere das Mittelalter als eigener Zeitabschnitt nicht eine Fiktion des 19. Jahrhunderts darstellt. Der Aufsatz versteht sich auch als ein Beitrag zu dieser Debatte. In der Tat kann man »das Mittelalter« als distinkte Epoche – ob als dunkel oder romantisch verklärt charakterisiert – kaum scharf etwa von der Antike abgrenzen. Auf dem wohl nicht ganz unbedeutenden Feld der Konzeptionierung des Ichs und seines Verhältnisses zur Gesellschaft können, zumindest für Lateineuropa, klare Differenzen zwischen – grob gesprochen – der Zeit vor und nach 1800 festgestellt werden. Trotz der großen Vielfalt an Textvarianten sowohl vor wie nach diesem als »Sattelzeit« bezeichnetem Einschnitt, also trotz der etwa zwischen Guibert von Nogent und Hermann von Weinsberg auf der einen und Jean-Jacques Rousseau sowie Roland Barthes auf der anderen Seite aufscheinenden Unterschiede in der Beschreibung des Selbst, dokumentieren die autobiographischen Schriften fundamentale und paradigmatische Unterschiede zwischen Vormoderne und Moderne, denen sie jeweils verpflichtet sind. Diese Differenzen klar zu benennen, scheint zentral und leistet das, was Geschichtswissenschaft leisten soll: Eine Orientierung in der Zeit, die eine teleologische

Erzählung ebenso zurückweist wie sie Fragen nach einem Besser oder Schlechter gar nicht stellen muss.